

das in Bensberg Ulrich F. Körtner verwies, demgegenüber so etwas wie eine Biographie Gottes geschrieben, die im Tod Jesu als dem Tod Gottes gipfelt: „In der Passion des ‚Menschensohnes‘ scheiterte das Weltabenteuer der Allmacht endgültig“ (S. 13).

Christliche Theologie kann so nicht denken, das wurde bei der Beschäftigung mit dem „dunklen Gott“ auf der Dogmatiker- und Fundamentaltheologentagung immer wieder deutlich. Sie muß vielmehr Gott als die Liebe denken, die sich in der Schöpfung und in unüberbietbarer Weise in Kreuz und Auferweckung Jesu Christi gegenüber allen Mächten des Dunklen und Bösen als Liebe erwiesen hat. Sie muß Gott als den verstehen, der sich in die Geschichte verstricken läßt, darin aber nicht wie in Blumenbergs „Matthäuspassion“ umkommt, sondern sie im letzten trägt und deshalb auch vollenden kann. Sie muß Gott dementsprechend als unveränderlich *und* veränderlich, allmächtig *und* ohnmächtig, ewig *und* geschichtsbezogen denken, ohne daraus einen innergöttlichen Dualismus zu machen wie etwa in Schellings berühmter Schrift von 1809 über das Wesen der menschlichen Freiheit, mit der sich Jürgen Werbick in seinem Referat auseinandersetzte.

Damit fangen die theologischen Fragen aber erst an, auch das war bei der Tagung in Bensberg durchweg zu spüren. Sie

betreffen zum einen die Methoden theologischen Arbeitens, die theologische Erkenntnislehre und Hermeneutik: Wie kommen systematische Verstehensversuche zum Verständnis Gottes und seines Handelns mit dem komplexen exegetischen und historischen Befund zurecht? Läßt sich unvermittelt und erfahrungsgestützt mit bibeltheologischen Zusammenhängen und Einsichten etwa zur Liebe Gottes oder zum Kreuz Jesu argumentieren, ohne fundamentaltheologisch an sie heranzuführen? In welchem Maß und mit welchen Konsequenzen ist und bleibt Theologie an ihre auch sperrigen Vorgaben aus der Tradition gebunden?

Zum zweiten muß die christliche Botschaft vom dunklen und dennoch liebenden Gott ja auch im weltanschaulich-religiösen Gespräch der Gegenwart und in den gesellschaftlichen Lebenszusammenhängen vertreten und begründet werden. Dieser Kontext war bei der Dogmatikertagung nur in wenigen, mehr zufälligen Facetten präsent. Daß, wie Reinhold Zwick zu Beginn der Tagung darlegte, im zeitgenössischen Film da und dort die Gottesfrage aufbricht, indem Gott gerade als der verdunkelte wiedergefunden wird, ist sicher ein bemerkenswertes Symptom. Aber es bleibt die solche einzelnen Symptome übergreifende Frage, welcher Gott oder vielleicht auch welches Göttliche sich heute in den Köpfen und Herzen der Menschen anmeldet oder entzieht. *Ulrich Ruh*

Schwierige Gratwanderung

Die Orthodoxe Kirche in der Krise Rußlands

In Rußland erfreut sich die Orthodoxe Kirche neuer Wertschätzung in der Bevölkerung. Die neue Verbindung zwischen Orthodoxie und russischem Nationalbewußtsein geht einher mit einer Ablehnung aller ökumenischen Bemühungen. Gerd Stricker schildert die derzeitigen Herausforderungen für die Russische Orthodoxe Kirche.

„Wir durchleben augenblicklich eine schwierige Zeit des radikalen Umbruchs in allen Bereichen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens in unserem Lande. Opfer dieser Veränderungen sind immer mehr Menschen – Rentner und Kinder, Studenten und Wehrpflichtige, Arbeiter und Bauern, Lehrer und Ärzte, Wissenschaftler und Künstler. In dieser schwierigen Situation rief die Bischofsynode die Gläubigen auf, entsprechend Gal. 6,2 ‚Einer trage des anderen Last‘ unermüdlich Vorbild zu sein im barmherzigen Dienst am Nächsten und darin unserem Herrn nachzueifern, sich der Bedrängnisse der Notleidenden anzunehmen und dort tatkräftige Hilfe zu leisten, wo sie am nötigsten ist...“ So beschreibt Patriarch *Alexij II.* von Moskau und ganz Rußland das soziale Aufgabenfeld, dem sich die Russische Orthodoxe Kirche (ROK) in einer Zeit stellen muß, da alle wirtschaftlichen Fundamente, auf denen das Leben des Individuums und der Familie ruhte, wegzubrechen

drohen. In seinem Rückblick auf das Jahr 1997 (abgedruckt in G2W 10/1998, S. 19–25) verweist der Patriarch auf Aktivitäten in vielen Gemeinden, mit denen sie dem wirtschaftlichen Zusammenbruch in Stadt und Land zu begegnen suchen – Suppenküchen werden eingerichtet, alte und kranke Gemeindeglieder durch Besuchsdienste betreut, Kinderkrippen und die Betreuung gefährdeter Jugendlicher (Straßenkinder) organisiert.

Andererseits klagt der Patriarch: „Es ist schon eigenartig – die eine Gemeinde engagiert sich, um schon ein zweites Waisenhaus einzurichten, und in einer anderen... gibt es nicht einmal eine Sonntagsschule!... Wir müssen Armenhäuser einrichten, uns um die Waisen- und Straßenkinder kümmern!“ Der Patriarch weist dabei der Geistlichkeit die entscheidende Initiative zu: „Es hängt ausschließlich von den Priestern ab, wie wir unser Leben in Rußland gestalten, in welchem Umfeld unsere orthodoxen Kinder leben werden.“

Wenn er an anderer Stelle dieses Rechenschaftsberichtes die Trägheit vieler Priester beklagt, die die Hände in den Schoß legen, dann wird die Gefahr offenbar, die die Zentrierung alles Lebens in der Gemeinde auf den Priester mit sich bringt. Hervorzuheben ist das Bemühen mancher Priester, Sträflingen in Gefängnissen und Lagern seelsorgerlichen Beistand zu leisten; es gelingt ihnen auch oftmals, die Häftlinge zum Bau von Kapellen innerhalb der Strafanstalten anzuregen.

Neue Wege der Finanzbeschaffung notwendig

Viele Initiativen gerade im sozialen Bereich gehen dennoch von den Laien aus, die ihren Priester zuweilen vor vollendete Tatsachen stellen und nur noch seine Zustimmung, seinen Segen zu diesem oder jenen Werk erbitten. Bruder- und Schwesternschaften, von denen sich Anfang der 90er Jahre ein Teil als Stoßtrupp orthodox-nationalistischer und anti-ökumenischer Strömungen entpuppte und gegen die Patriarch Alexij deshalb scharf vorging, leisten jetzt im sozialen und im katechetischen Bereich (Druck geistlicher Literatur) oft Hervorragendes.

Zu Sowjetzeiten konnte die Kirche sehr gut von dem leben, was die Gläubigen auf den Kollektenteller legten. Bei der heutigen *Verarmung der Gesellschaft* sind die Kollekten jedoch kaum mehr als ein Almosen. Die Kirche ist genötigt, andere Wege der Finanzbeschaffung zu beschreiten. So sind die Werkstätten zur Herstellung kirchlicher Gebrauchsgegenstände und Devotionalien eine wichtige Einnahmequelle der Kirche, die bis zu 30 Prozent des kirchlichen Budgets decken. Allerdings nutzen die kirchlichen Werkstätten ihr Monopol, indem sie eine willkürliche, nur am Gewinn orientierte Preisgestaltung betreiben. Immer wieder verlangt Patriarch Alexij, daß beispielsweise die wucherischen Preise für Kerzen in den Kirchenkiosken herabgesetzt werden.

Erheblichen Gewinn zieht die Kirche aus dem Hotelkomplex am Sitz der Kirchenleitung, im Daniil-Kloster. Versuche der Kirche, im Bankgeschäft, im Diamantenhandel, im Ölgeschäft oder anderswo tätig zu werden, sind nicht immer von Erfolg begleitet; zuweilen fehlt auch das Fingerspitzengefühl dafür, worin sich Kirche in Sachen Finanzbeschaffung engagieren kann – und worin nicht. So machte vor zwei Jahren der „Tabakskandal“ Schlagzeilen: Es stellte sich heraus, daß der Russischen Kirche, die vom Staat offiziell nicht subventioniert werden darf, bestimmte Zolleinnahmen „zugechanzt“ worden waren: Im Rahmen der Humanitären Hilfe durfte die Kirche 10 000 Tonnen Tabakwaren zollfrei importieren und den Gewinn für sich abschöpfen. Sie wurde so zum größten Tabakimporteur in Rußland. Als Patriarch Alexij diese Art der Geldbeschaffung, von der er angeblich nichts gewußt hatte, scharf tadelte, verlangte er auch, daß sich die Kirche aus moralischen Gründen aus dem Alkoholgeschäft zurückziehen müsse.

Der Unterhalt der 6800 Gemeinden, 18 Klöster, zwei Geistlichen Akademien und drei Priesterseminare, der 70 Bischöfe

und 7000 Geistlichen durch die Kollektenopfer war vor 1989 kein Problem. Seit der Perestroika hat die orthodoxe Kirche 11 000 Gotteshäuser zurückerhalten – freilich meist in baufälligem Zustand; die Gemeinden müssen diese erst wieder für den gottesdienstlichen Gebrauch herrichten. Es ist ihnen nur unter größten Mühen möglich, das dafür notwendige Material zu erwerben, und zur Anstellung von Handwerkern fehlt das Geld völlig. Monatelang, oft jahrelang arbeitet ein Teil der Gemeindeglieder an der Wiederherstellung ihrer Kirche, Kirchenfremde wachsen in die Gemeindearbeit hinein.

So entsteht vielerorts eine *neue kirchliche Basis*, die engagiert und zupackend die Geschicke ihrer Gemeinde in die Hand nimmt. Die Zahl der Klöster liegt jetzt bei etwa 450, die Zahl der geistlichen Ausbildungsstätten wuchs auf über 50; die Zahl der Eparchien auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion – dem „Kanonischen Territorium der Russischen Orthodoxen Kirche“ –, hat sich auf etwa 125 knapp verdoppelt. All diese Einrichtungen und die darin wirkenden Menschen muß die Kirche irgendwie unterhalten.

Viele problematische Entwicklungen in der Russischen Kirche (Chauvinismus, Antiökumenismus, Antisemitismus) werden dem niedrigen Bildungsstand der Priester angelastet, den Patriarch Alexij immer wieder öffentlich beklagt. Den meisten russischen Priestern aber fehlen die geistlichen und theologischen Fundamente, die sie befähigen, den Gläubigen zu erläutern, wie weit ein gesunder Nationalismus gehen darf und wo ein krankhafter Chauvinismus beginnt, der Haß gegen alles Nichtrussische, alles Nicht-Orthodoxe predigt. Im Moskauer Patriarchat gibt es nur wenige Geistliche, die gegen die nationalistische Bedrohung der Kirche von innen Stellung nehmen – und diese wenigen werden von der Mehrzahl ihrer Priesterkollegen diskreditiert.

Seit *Chruschtschow* war die Zahl der geistlichen Schulen auf drei Seminare (Moskau, Leningrad und Odessa) und zwei Akademien (Moskau und Leningrad) beschränkt (bis 1917: vier Akademien und 57 Priesterseminare). Die drei Priesterseminare vor 1989 reichten nicht annähernd aus, um für die 6800 Gemeinden genügend Priester heranzubilden. Sobald sie nach einigen Monaten am Seminar die Riten nur einigermaßen zelebrieren konnten, mußten die meisten Seminaristen eine Pfarrei oder gleich mehrere übernehmen. Deshalb waren einzelne mutige Bischöfe dazu übergegangen, pensionierte Männer, die keine beruflichen Nachteile mehr befürchten mußten, zum Priester zu weihen. Diese hatten natürlich gar keine theologische Ausbildung. Heute verfügt die ROK über fünf Akademien; dazu kommen etwa 25 Priesterseminare sowie 25 Geistliche Lehranstalten (zur Ausbildung des niederen Klerus: Hypodiakone, Lektoren, Chorleiter, Ikonenmaler). Da die Zahl der Gemeinden innerhalb weniger Jahre auf das Zweieinhalbfache (angeblich auf 18000) angestiegen ist, ist der Priestermangel weiterhin gravierend: Viele Seminaristen werden nach wie vor nach einer Schnellausbildung zu Priestern geweiht. Auch verfügt die Kirche noch nicht über den plötzlich notwendig gewordenen

Stab von Dozenten, so daß das Niveau der neuen Bildungseinrichtungen bisher meist recht niedrig ist.

Gorbatschows liberale Religionspolitik hatte einen „religiösen Boom“ zur Folge gehabt. Darin äußerte sich nicht allein der Nachholbedarf auf religiösem Gebiet, sondern wohl mehr noch die Verunsicherung des „Homo sovieticus“, dem nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion plötzlich die ideologischen Leitplanken, die sein Leben – ob er das wollte oder nicht – bestimmt hatten, entzogen waren. Eine Sinnkrise und Frustrationen bemächtigten sich der Menschen, von denen viele ihre Hoffnungen auf die Kirche richteten. Mit der Zeit wurde deutlich, daß es vielen, die die Taufe begehrt, selten darum ging, ein echtes Glied der Kirche zu werden (davon konnten sie ja gar keine Vorstellung haben). Vielmehr degenerierte die Taufe vielfach zu einem *Initiationsritus für russisches Volkstum* – zu einem Akt, der den Homo sovieticus mit den wieder in Mode gekommenen national-russischen Traditionen verknüpfen sollte. Denn russisches Volkstum und Russische Kirche gehören in der Vorstellung der Menschen, die sich vom Kommunismus abwenden und zum echten Russentum zurückkehren wollen, zusammen – wie in Zarenzeiten, als die Formel „Staat – Kirche – Volkstum“ die Gesellschaft prägte. Heute sind für einen Großteil der Bevölkerung „russisch“ und „orthodox“ wieder gleichbedeutend.

Die Kirche genießt höchstes Vertrauen in der Bevölkerung

Die Russische Orthodoxe Kirche genießt trotz der erwähnten „Skandale“ und mancher Sensationsberichte und trotz noch immer amtierender Bischöfe, denen Verbindungen zum sowjetischen Geheimdienst (KGB) nachgesagt werden, unter allen öffentlichen Institutionen das höchste Vertrauen in der Bevölkerung und hat darin sogar die Armee überflügelt. Sie ist heute im öffentlichen Leben wieder allgegenwärtig, und die Frage, wie viele Bürger Rußlands ihr eigentlich angehören, ist von großem Interesse.

Demoskopische Untersuchungen ergaben, daß 47 Prozent der Bevölkerung Rußlands an Gott glauben; von diesen bezeichneten sich etwa drei Viertel als orthodox. Dabei zeigte sich aber, daß nur 1,5–2 Prozent von ihnen tatsächlich praktizierende Orthodoxe sind (allsonntäglicher Empfang der Eucharistie im Rahmen der Liturgie; Beichte alle 6–8 Wochen); einem weniger strengen Maßstab genügen rund 12 Prozent (mehrmals im Jahr Empfang der Eucharistie; Beichte etwa einmal pro Jahr). Es stellte sich bei den Umfragen heraus, daß viele, die sich als „orthodox“ bezeichnen, nicht einmal getauft sind. Die von der ROK zuweilen genannten Zahlen (50 bis 70 Millionen Orthodoxe in Rußland bei einer Bevölkerung von 148 Mio.) sind daher mit Skepsis aufzunehmen.

Als mitgliederstärkste Organisation in Rußland wird die Russische Kirche von den säkularen Kräften im Staat heftig

umworben. Ebenso buhlen Rechtsradikale wie *Viktor Shirinowski* oder der Kommunist *Gennadi Sjaganow* in Wahlkampfzeiten um die Gunst der ROK. Die Kirche hat Schwierigkeiten, Enthaltensamkeit gegenüber staatlichen und gesellschaftlichen Umarmungsversuchen zu üben. Sie geht auch mit schlechtem Beispiel voran, wenn ihre Repräsentanten Flaggen, Staatsgebäude, Kampfflugzeuge, Kriegsschiffe, Atomwaffen und anderes kirchlich weihen. Patriarch Alexij hat Präsident *Jelzin* nach dessen Wahl und Wiederwahl zum Präsidenten im Rahmen der jeweiligen Staatsakte den kirchlichen Segen erteilt (10.7. 1991; 9.8. 1996); die Anwesenheit von Patriarch Alexij beim Abschluß des Freundschaftsvertrages zwischen der Russischen Föderation und Weißrußland (1997) ist noch in lebendiger Erinnerung. Die Mitwirkung des Patriarchen an besonderen Staatsakten wurde zu einem Bestandteil des staatlichen Zeremoniells.

Es herrscht ein orthodox fundierter Patriotismus

Patriarch Alexij und die leitenden Bischöfe der ROK betonen vehement, daß sich das Moskauer Patriarchat keineswegs die Rolle der Staatskirche, wie sie der Kirche von 1721 bis 1917 aufgezwungen war, wiederwünsche. Der Patriarch verglich die Situation der Kirche zur Zarenzeit mit einem goldenen Käfig; Einerseits hätte die Kirche, namentlich die Bischöfe, eine Vielzahl von Privilegien genossen, andererseits hätten staatliche Einflußnahme, Bevormundung in der Personalpolitik sowie die Eingliederung der Kirche in den Verwaltungsapparat des Staates das kirchliche Leben bedenklich eingeengt. Die Kirche weiß aber heute die Privilegien, die sie im Zarenstaat genossen hat, sehr wohl zu schätzen und versucht, sie wiederzuerlangen – lediglich das Gitter jenes goldenen Käfigs, nämlich die staatliche Einflußnahme, lehnt sie ab. Die ROK begibt sich damit auf eine Gratwanderung: Sie will sich den einengenden staatlichen Umarmungsversuchen entziehen, sich aber zugleich das Wohlwollen der Repräsentanten des Staates erhalten.

Ein besonderes Kapitel ist die Präsenz der ROK in der Armee. Militärpriester wurden seit 1994 in die bewaffneten Kräfte integriert, und seit Ende 1995 gibt es einen Militärbischof. Die erschreckend hohe Mord- und Selbstmordrate in der russischen Armee zeigt an, daß geistlicher Beistand für die Rekruten in der Tat von höchster Dringlichkeit ist. Aber bei der *Präsenz der Kirche in der Armee* geht es bisher offenbar kaum um Seelsorge und Lebenshilfe für Soldaten und Rekruten. Die Vereinbarungen zwischen Kirche und Staat heben vielmehr die „Zusammenarbeit im Interesse des Vaterlandes und der Völker Rußlands“ hervor; für die Armee ist ein „Programm zur patriotischen Erziehung der Jugend“ entwickelt worden. Der Staatsführung geht es offenbar darum, das ideologische Defizit, das nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion eingetreten ist, durch einen orthodox fundierten Patriotismus auszugleichen. Der frühere Polit-Offizier wird durch den orthodoxen Priester ersetzt.

Die neue Armut und den politischen Niedergang Rußlands empfinden viele frühere Sowjetbürger als Demütigung. Zudem hat sich nach dem Zusammenbruch der Sowjetmacht im Dezember 1991 ein erheblicher Teil der seit Jahrhunderten zum russischen Staatsgebiet gehörigen Territorien verselbstständigt (etwa ein Viertel des Gebiets der früheren UdSSR und die Hälfte ihrer Bevölkerung – 150 Mill. Menschen). Diese „Schmach“ führte Erzkommunisten und Erzreaktionäre zusammen in dem gemeinsamen Wunsch, das großrussische Reich in den Grenzen der Sowjetunion wiederherzustellen. Das Bündnis von frustrierten Altkommunisten mit Erzkonservativen und Hypernationalisten bestimmt das öffentliche Klima in Rußland schon seit einigen Jahren. Die Notlage vieler Menschen ist so groß, daß sie – wie in solchen Situationen häufig – dem nationalistischen Pathos von Demagogen, die nationale Illusionen nähren, erliegen.

Die geforderte Heiligsprechung des Zaren stellt die Kirche vor eine Zerreißprobe

Im Zusammenhang mit den restaurativen Strömungen in Rußland erlebt der Monarchismus eine Renaissance, auch in der Kirche. Die Stimmung im Kirchenvolk und der mächtige patriotische Flügel unter den Bischöfen zwangen die Kirche, die brisante Debatte um die Heiligsprechung der 1918 erschossenen Familie von Zar *Nikolaus II.* aufzunehmen. Diese Frage stellt die Russische Kirche vor eine Zerreißprobe. Entsprechend der sowjetischen Sprachregelung galt der Zar auch in der Kirche als Repräsentant des „reaktionären imperialistischen Unterdrückerregimes“; die Notwendigkeit der Ermordung der Zarenfamilie wurde von der Kirche offiziell nie in Frage gestellt. Zar Nikolaus nun plötzlich in einem ganz neuen – positiven – Licht zu sehen und gar seine Heiligsprechung zu erwägen, lehnt ein erheblicher (aber nicht bezifferbarer) Teil der orthodoxen Russen weiterhin entschieden ab. An der Bischofssynode von 1997 legte die Kommission, die die Frage der Kanonisierung der Zarenfamilie prüfen sollte, eine als sensationell empfundene Stellungnahme vor, wonach die Kommission die Kanonisierung der kaiserlichen Familie empfehle. Allerdings entzog sich die Bischofssynode einer Entscheidung und verwies das Problem an das Große Landeskonzil, das kaum vor dem Jahre 2000 zusammengerufen wird.

Am 17. Juli 1998 wurden die Gebeine der ermordeten Mitglieder der Zarenfamilie in der Grablege der *Romanow-Zaren*, der Peter-Pauls-Kirche in St. Petersburg, beigesetzt, nachdem Experten aus aller Welt mit Hilfe modernster Untersuchungsmethoden diese Gebeine mit Sicherheit als diejenigen der ermordeten Romanows bestimmt hatten. Das Moskauer Patriarchat jedoch blieb bei seiner unentschiedenen Haltung: Trotz aller positiven Untersuchungsergebnisse fehle die letzte Sicherheit. Diese merkwürdige Position der Kirchenleitung wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Russische Orthodoxe Kirche auch in der

Frage der Heiligsprechung der Romanows zutiefst gespalten ist. Um die äußere Spaltung zu verhindern, mußte der Patriarch eine Formel finden, die die gegnerischen Gruppen in der Kirche – die Monarchisten und die Antimonarchisten – akzeptieren. Diese Formel lautet: „Wir sind noch nicht sicher, ob das die echten Gebeine sind!“ So kann die Kirche die Entscheidung in dieser Frage hinauszögern.

Nationalistische Strömungen und die Tatsache, daß das liberale Religionsgesetz von 1990 auch anderen Religionsgemeinschaften und Sekten den Zugang nach Rußland geöffnet hat, führten zu einer sich verhärtenden antiökumenischen Haltung (nicht nur) innerhalb der Russischen Orthodoxen Kirche. Russische Nationalisten schieben die Schuld der Misere Rußlands gern dem Westen und den Juden in die Schuhe: Der Kapitalismus sei die Waffe, mit deren Hilfe der Westen Rußland nun endlich unterjochen könne. Die wirtschaftliche Unterjochung durch den Westen werde begleitet von der Zerstörung der orthodoxen Grundlagen Rußlands – und zwar durch westliche Mission und pseudoreligiöse Sekten, die mit Dollar-Millionen und mit Subventionen aus dem Vatikan Proselytenmacherei im großen Maßstab betrieben.

Orthodoxe Geistliche, die dem kleinen demokratischen Flügel der ROK angehören, erklären unumwunden, die Vorwürfe des Patriarchats, Rom treibe in der ehemaligen Sowjetunion Proselytenmacherei, seien in höchstem Maße übertrieben. Und sie kritisieren die Theorie vom „Kanonischen Territorium der Russischen Orthodoxen Kirche“, das sich über die gesamte frühere UdSSR erstreckt: Auch ungläubige Russen, deren Vorfahren alle orthodox waren, dürfen von anderen Kirchen nicht missioniert werden; allein die Russische Kirche habe das Recht, die dem Glauben ihrer Vorfahren Entfremdeten zum Christentum zurückzuführen.

Neben täglichen Beschimpfungen von Katholiken und Protestanten in der orthodoxen Presse („Radonesh“, „Reichs-Rußland“/„Rus Dershavnaja“, „Orthodoxes Moskau“/„Pravoslavnaia Moskva“ u. a.) äußert sich das *antiwestliche Klima* auch sonst im kirchlichen Alltag. Orthodoxe Geistliche weigern sich, katholische Kollegen zu treffen; orthodoxe Priester, die Sympathien für die katholische Lehre zeigen, werden in der Kirchenpresse als „Fünfte Kolonne des Vatikans“ gebrandmarkt und auch vom Patriarchen gemaßregelt; 1996 ist das katholische Priesterseminar aus Moskau nach St. Petersburg verlegt worden, weil das antiökumenische Klima in der Metropole die Studenten so belastete; der Apostolische Administrator für das europäische Rußland, Erzbischof *Tadeusz Kondrusiewicz*, erwägt aus denselben Gründen immer wieder einmal die Übersiedlung nach St. Petersburg.

Nicht nur schlichte evangelische Gemeindeabordnungen, sondern auch hochrangige evangelische Delegationen sind in den vergangenen Jahren von ihren orthodoxen Partnern vor dem Höhepunkt der orthodoxen Liturgie, dem Großen Einzug und der Eucharistie, oftmals aus der Kirche gewiesen worden mit dem Hinweis: „Ihr seid nicht richtig getauft!“

Am 5. Mai kam es in Jekaterinburg zu einem Vorgang, der den Eindruck, der russische Fundamentalismus sei weiter im Vormarsch, noch bestärkte: Das Fernsehen berichtete, auf Anordnung des orthodoxen Bischofs *Nikon* von Jekaterinburg seien auf dem Hof der Geistlichen Lehranstalt Werke der wegen ihrer ökumenischen Offenheit hochgeachteten orthodoxen Theologen, der Erzpriester *John Meyendorff*, *Alexander Schmemman* und *Alexander Men*, verbrannt worden. Die Moskauer Kirchenleitung schwieg zunächst, dann wurde verlautbart, es seien in Jekaterinburg nicht Bücher, schon gar nicht die der genannten Autoren, verbrannt worden, sondern lediglich alte Zeitungen. Und außerdem bausche die Öffentlichkeit ein unbedeutendes Ereignis in der Provinz ungebührlich auf. – Westliche orthodoxe Kreise in Frankreich und Amerika sind ob dieser Vorgänge, in welcher Form sie auch stattgefunden haben, entsetzt.

Obwohl Patriarch Alexij und sein „Außenminister“, Metropolit *Kirill von Smolensk* im Westen immer wieder die ökumenische Haltung der ROK betonen, ist unübersehbar, daß die meisten Bischöfe heute *antiökumenische Positionen* vertreten. Auf den beiden letzten Sitzungen der Bischofssynode, im Dezember 1994 und im Februar 1997, wurde darüber debattiert, ob die ROK die Mitarbeit in den ökumenischen Gremien aufkündigen solle. 1994 hatte der Patriarch durch seine Aufzählung alles dessen, was das Moskauer Patriarchat an materieller Hilfe aus dem Westen erhalte, einen sich gegen die Ökumene richtenden Beschluß verhindert; im Februar 1997 konnte der Patriarch den fast sicheren Ausstieg seiner Kirche aus der Ökumene verhindern, indem er formal argumentierte: Eine Entscheidung von so weitreichender Bedeutung könne die Russische Kirche nicht im Alleingang treffen; man müsse mit den orthodoxen Schwesterkirchen zu einer gemeinsamen Haltung finden.

Es droht eine Spaltung

In Episkopat und Priesterschaft der Russischen Kirche sind offenkundig die stark antiökumenischen Kräfte in der Überzahl. Es sei an den Besuch des Generalsekretärs des Weltkirchenrates, *Konrad Raiser*, in Moskau (30.1.–4.2.1998) erinnert, wo er von den Studenten der dortigen Geistlichen Akademie mit Pfiffen und Plakaten „Raiser go home!“ empfangen wurde und wo sich *Nikolas Lossky*, Professor am Pariser orthodoxen Institut St. Serge, beschimpfen lassen mußte, Orthodoxe aus dem Westen wie er seien „gar nicht richtig orthodox“. Die Moskauer Kirchenleitung versucht verständlicherweise, die antiökumenische Stimmung im Westen zu verdecken oder zu bagatellisieren. Auffällig ist auch, daß Repräsentanten des Moskauer Patriarchats sich im Westen weltoffen und ökumenisch geben, in Rußland jedoch oftmals nationalistische und antiökumenische Töne anschlagen. Der Moskauer Patriarch und „Außenminister“ Metropolit *Kirill von Smolensk* verbinden die Betonung ihrer ökumenischen Haltung jetzt mit der bekannten orthodoxen Kritik an

der Ökumene: an die Adresse der katholischen Kirche der Vorwurf der Proselytenmacherei sowie des aggressiven Auftretens der Griechisch-Katholischen (Unierten) in Galizien und der dadurch heraufbeschworenen kritischen Situation der Orthodoxie dort; an die Adresse der protestantischen Seite der Vorwurf der Massenmission auf dem „Kanonischen Territorium der Russischen Orthodoxen Kirche“ sowie der Frauenordination, der Einsegnung gleichgeschlechtlicher Partner, der „inclusive language“ und ökumenischer Gottesdienste.

In den vergangenen Jahren sind die ökumenischen Aktivitäten des Moskauer Patriarchats deutlich zurückgegangen. Und wenn es solche gab, waren sie in ihrer Qualität gemindert. Es sei an den Besuch einer hochoffiziellen Delegation der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) unter Leitung ihres damaligen Ratsvorsitzenden, Landesbischof *Klaus Engelhardt*, Karlsruhe, erinnert (26.3.–1.4.1997), der sich Patriarch Alexij fast gänzlich entzog; vergeblich bat die Delegation, mit den Gastgebern gemeinsam eine Göttliche Liturgie feiern zu dürfen. Seit 1992 haben die theologischen Gespräche zwischen deutschen (der katholischen und den evangelischen) Kirchen und dem Moskauer Patriarchat geruht. Es häuften sich auch Fälle, daß sich Hierarchen des Moskauer Patriarchats ökumenischen Begegnungen verweigerten wie etwa Metropolit *Nikodim von Charkiw*, der sich einer Begegnung in Nürnberg (11.7.1998) durch eine diplomatische Erkrankung entzog, wobei er selbst keinen Zweifel daran ließ, daß die „Krankheit“ von der Kirchenleitung verordnet worden war.

Neben dem dominierenden antiökumenisch-nationalen Flügel gibt es in der ROK aber auch Geistliche und Laien, die sich gegen die antiökumenische und antidemokratische Grundstimmung in der Kirche wenden. Sie setzen in ihrem Wirken unterschiedliche Akzente – die einen pflegen Kontakte zu katholischen, die anderen zu evangelischen Christen, jene machen sich für eine stärker am heutigen Russisch orientierten Liturgiesprache stark, jene wenden sich gegen das die nicht-orthodoxen Religionsgemeinschaften benachteiligende Religionsgesetz, das am 1.10.1997 in Kraft getreten ist. Ihnen allen ist eines gemeinsam: eine dezidiert ökumenische Position, die sie auf unterschiedliche Weise vertreten:

– in Medien mit katholischer Tendenz: Erzpriester *Ioann Swiridow*, die Priester *Georgi Tschistjakow* und *Wladimir Lapschin*, *Igumen Innokenti* (Pawlow) werden in der Kirchenpresse diffamiert, Patriarch Alexij hat sie in seinem Rechenschaftsbericht auf das Jahr 1997 namentlich scharfer Kritik unterzogen; dem *Igumen Ignati* (Krektschin) wurden vor diesem Hintergrund am 20. Juli 1998 die Leitung eines Klosters bei Kolomna sowie alle sonstigen Ämter entzogen; – im lutherischen Umfeld: Erzpriester Prof. *Wladimir Fjodorow*, Geistliche Akademie St. Petersburg, Christliche Humanistische Hochschule, wurde im September 1998 von Patriarch Alexij und „Außenminister“ Metropolit *Kirill* gewarnt, weiterhin Kritik an der Kirchenleitung zu üben; die kirchliche Presse wirft ihm Verrat an der Orthodoxie vor;

– im Zusammenhang mit Versuchen einer Liturgiereform: Priester *Georgi Kotschetkow* wurde in diesem Zusammenhang 1997 suspendiert; im Rechenschaftsbericht auf das Jahr 1997 warf ihm der Patriarch vor, die Liturgie entstellt zu haben;

– durch Kritik am Religionsgesetz: *Igumen Weniamin* (Nowik) wurde deswegen im Oktober 1997 seiner Professur an der Petersburger Geistlichen Akademie enthoben: Da die Kirchenleitung das Gesetz begrüßt, offenbare Weniamins öffentliche Kritik das Fehlen jeglicher Kirchendisziplin;

– in der praktischen Gemeindearbeit: Mönchspriester *Martiri* (Bagin), ein Freund des 1990 ermordeten Erzpriesters *Alexander Men*, wurde am 8. Juli suspendiert und von Patriarch Alexij am 9. September nochmals verwarnt – wenn er seine „schismatische Tätigkeit“ nicht beende, drohe ihm die endgültige Amtsenthebung.

Natürlich hat die Kirchenleitung zu jedem einzelnen „Fall“ viel zu sagen, und was Patriarch Alexij in seinem Jahresrückblick auf 1997 zu einzelnen der Genannten an Vorwürfen vorbrachte, berührt schmerzlich, wenn man die dort Gemaßregelten persönlich kennt. Sicherlich haben alle Vorwürfe auch irgendwo einen Grund – aber es bleibt der Eindruck, daß ihre eigentliche „Schuld“ in ihrem ökumenischen Engagement liegt.

Wie in seinem Rückblick auf das Jahr 1996 hätte Patriarch Alexij seinen Rechenschaftsbericht für das Jahr 1997 schließen können: „Und wir danken Gott, daß er uns in diesem Jahre die Spaltung [unserer Kirche] nicht auferlegt hat.“ Die *Spaltung* ist eine aktuelle Gefahr. Um sie zu verhindern, nähert sich der Patriarch in vielen seiner Äußerungen dem – jedenfalls nach außen – tonangebenden rechten Flügel in der Kirche an. Als „*Primus inter pares*“ hat er nicht die Macht, der Kirche seine eigene Überzeugung aufzuzwingen, die – mißt man ihn an früheren mutigen Erklärungen – um einiges ökumenischer ist als manche seiner heutigen Äußerungen.

Die Tatsache, daß die antiökumenische Haltung in vielen orthodoxen Kirchen entweder latent vorhanden ist oder offen zutage tritt (Georgien, Serbien, Bulgarien, Rußland), wird in den westlichen Kirchen mit großer Enttäuschung zur Kenntnis genommen und schmälert deren Hilfsbereitschaft. Aus diesem Grunde mag die Moskauer Kirchenleitung eine Beruhigungsstrategie eingeleitet haben: Schon am 6. Juni 1997 hatte die „Einheit IV“ des Weltkirchenrates („Teilen und Dienst“) in Minsk getagt. 1998 nahm das Patriarchat die seit 1992 ruhenden theologischen Gespräche mit den deutschen Kirchen wieder auf – aber die ökumenischen Begegnungen wurden aus dem antiökumenisch aufgeheizten Moskau in die Provinz, wiederum in das weißrussische Minsk, verlagert (mit der Deutschen Bischofskonferenz: 13.–17.5.1998; mit der Evangelischen Kirche in Deutschland/EKD: 23.–28.5.1998). Die russischen Delegationen sind zudem hinsichtlich der Präsenz von Bischöfen (ein wichtiges Signal in der Russischen Kirche für den Stellenwert einer Delegation) im Vergleich zu früher deutlich herabgestuft. Von einzelnen Gesprächsteilnehmern auf evan-

gelischer Seite wurde die Dialogrunde 1998 – trotz eines wohlklingenden Kommuniqués – allerdings als frustrierend bezeichnet.

Auch die Kirche denkt noch in den alten Strukturen

Von der Russischen Kirche zu erwarten, daß sie in einer Zeit geistiger Umbrüche und wirtschaftlicher Zusammenbrüche wie der heutigen plötzlich zur Führerin einer *orientierungslos gewordenen Nation* werden würde, ist einfach unrealistisch. In den letzten fast 300 Jahren hat sie als „Staatskirche im goldenen Käfig“ eine solche Führungsrolle nie spielen können. Die orthodoxe Kirche in Rußland ist Teil der Gesellschaft und leidet mit ihr am schweren Erbe einer inhumanen Ideologie. Auch in der Kirche wirken Menschen (Bischöfe, Priester, Laien), die in ihren Denkstrukturen noch immer *Homines sovietici* – Sowjetmenschen – sind.

Was die Russische Kirche im vergangenen Jahrzehnt an Aufbauleistung vollbracht hat, ist bewundernswert – unabhängig davon, ob dies nun das Verdienst kirchlicher Funktionäre oder aber der Priester und Gemeinden an der Basis ist. Uns erschrecken aber jene Wege, die Kirchen in Rußland und in anderen Staaten des früheren sozialistischen Blocks beschreiten. Es führt jedoch nicht weiter, verständnislos zu reagieren und sich zu empören. Wahrscheinlich werden wir noch eine Weile auf „Normalisierung“ warten müssen. Die Kirchen können diese Normalisierung nicht herbeiführen – sie können bestenfalls dazu beitragen, daß diese erreicht wird, aber auch dazu sind die Voraussetzungen, die die Kirchen aus dem „real existierenden Sozialismus“ mitgebracht haben, denkbar ungünstig.

Wir im Westen werden uns bis zur „Normalisierung“ in Geduld üben, sicher auch noch manche Enttäuschung hinnehmen müssen – aber wir dürfen uns im Bemühen um Annäherung nicht entmutigen lassen. Wir müssen auch manches dazulernen. Der Illusionismus, der jahrzehntelang oftmals den orthodox-westlichen, zumal den russisch-deutschen kirchlichen Dialog bestimmt hat, muß endlich einer neuen Sachlichkeit weichen. Nicht Probleme verschweigen hilft im ökumenischen Dialog weiter, sondern Probleme thematisieren. Und man sollte auch anerkennen, daß außerdogmatische Aspekte im theologischen Dialog eine wichtige Rolle spielen – wie etwa in Jahrtausenden gewachsene nationale Mentalitäten, die man akzeptieren und die man in die ökumenischen Überlegungen ganz konkret einbeziehen muß. Das künftige Gespräch zwischen Christen in Rußland und Christen in Deutschland wird nicht zuletzt davon abhängen, wie illusionslos wir die Situation in Rußland und die geistliche und wirtschaftliche Lage dort in unsere ökumenischen Überlegungen hineinnehmen. Es führt nicht weiter, die Russische Kirche lediglich nach unseren westlichen Kriterien zu beurteilen. Konstruktives Mitdenken tut not. Dazu gehört aber auch kritisches Nachfragen. Gerd Stricker